

Eloge eines Adoranten: Kreiskys dunkle Perioden ausgeblendet

Gastkommentar. Replik auf Oliver Rathkolbs Anmerkungen: Mit größerer Kreisky-Gläubigkeit ist noch kein Historikerverstand stillgestanden.

VON RUDOLF BRETSCHNEIDER

Gedenktage bestätigen bisweilen den ironischen Satz: „Die Geschichte lehrt – wie man sie fälscht“; und selbst Historiker schrecken nicht davor zurück zu zeigen, wie man sie verfälscht: durch signifikante „Auslassungen“ (im doppelten Wortsinn) und dilettantische psychologische Deutungen. Es konnte nicht ausbleiben: Oliver Rathkolb, Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte an der Universität Wien, schrieb „Zeithistorische Anmerkungen zur aktuellen Auseinandersetzung mit Bruno Kreisky“ („Wiener Zeitung“, 22/23. Jänner 2011).

1985 bis 2004 fungierte er als wissenschaftlicher Leiter der Stiftung Bruno Kreisky Archiv. Auf weiten Strecken klingt der Aufsatz wie die Eloge eines Adoranten und trägt den nachgerade lyrischen Titel „Sinn des Lebens ist das Unvollendete“. Das wäre nicht weiter erstaunlich und nicht ärgerlich, schriebe der Historiker Rathkolb nicht nonchalant über manches hinweg, wenn er Werdegang und politisches Wirken Kreiskys beschreiben würde.

Besonders deutlich wird das bei jenem Geschehen, das der langjährige Sekretär Kreiskys, Wolfgang Petritsch, in der „Europäischen Rundschau“ (4/2010) ein „menschliches Drama, das seinesgleichen sucht“ nennt: beim Konflikt zwischen Bruno Kreisky und Simon Wiesenthal. (Übrigens ist man auch hier versucht zu fragen, für wen es ein Drama war . . .)

„Ein jüdischer Faschist“

Petritsch datiert den Beginn des Konflikts – wohl zu Recht – mit 1970. Wiesenthal hatte damals aufgedeckt, „dass gleich vier ehemalige Nationalsozialisten in die erste sozialistische Alleinregierung berufen wurden“. Einer davon trat zurück, die anderen verblieben in der Regierung. Leopold Gratz, damals SPÖ-Zentralsekretär, wurde ausgeschickt, um Wiesenthals „Dokumentationszentrum“ als „private Femeorganisaion“ zu denunzieren. Kreisky ließ sich mit den Worten zitieren: „Wiesenthal ist ein jüdischer Faschist.“ Bezeichnenderweise fehlt dieses traurige Kapitel

in den Reminiszenzen von Oliver Rathkolb. Er schreibt nur undeutlich von der „Geschichtspolitik (Kreiskys), in der er den österreichischen Schulterchluss der Verharmlosung der NS-Kollaboration und der Opferdoktrin immer mitgetragen hat“. Er erzählt den Konflikt, der 1975 zu einem veritablen Skandal eskalierte, voraussetzungs- und geschichtslos. Das klingt dann so: „Signifikant für diese Haltung (Verharmlosung) war die emotionalisierte Auseinandersetzung mit Simon Wiesenthal über die SS-Vergangenheit Friedrich Peters [...] wobei Kreisky aggressiv weit über das Ziel hinausgeschossen und Wiesenthal als Kollaborateur der Nazis stigmatisiert und verletzt hatte.“ Konkret hatte Kreisky gesagt: „Der Herr Wiesenthal hat zur Gestapo, behaupte ich, eine andere Beziehung gehabt als ich. Ja, nachweisbar . . . Meine Beziehung zur Gestapo ist eindeutig. Ich war ihr Gefangener, ihr Häftling. Und war bei Verhör. Seine Beziehung ist eine andere, so glaube ich zu wissen.“

Ohne anzudeuten, worin das „Ziel“ bestand, über das Kreisky da „hinausgeschossen“ hatte, liefert Rathkolb die psychologische „Erklärung“: „Kreisky war in diesem Verhalten ganz dem österreichischen Mainstream angepasst, da er fürchtete, von Wiesenthal den Österreichern wieder als Jude vorgeführt zu werden und im Schlamm des nach wie vor starken Antisemitismus zu versinken.“

Mit größerer Kreisky-Gläubigkeit ist noch kein Historikerverstand stillgestanden; um nicht zu sagen: „Habt Acht!“ gestanden.

Von einer „Vorführung Kreiskys als Jude“ konnte beim Vorgehen Wiesenthals keine Rede sein. Wiesenthal hatte knapp vor der Nationalratswahl 1975 entdeckt, dass Friedrich Peter (FPÖ) Mitglied einer SS-Mordbrigade gewesen war. Nach einem Treffen Ende August zwischen Kreisky und Peter kursierten Meldungen, es sei dabei über eine Kooperation der beiden Parteien gesprochen worden („Die Presse“, 26. August 1975). Das war nicht unplausibel, konnte sich doch die SPÖ der Wiedererlangung einer absoluten Mehrheit nicht sicher sein. Wiesenthal vermied aber

durch die Veröffentlichung seines Dossiers über Peter, in den Wahlkampf einzugreifen und übersandte es Bundespräsident Kirchschräglger, der Kopien an Kreisky und Peter weiterreichte.

Erst nach der Wahl, bei der die SPÖ wieder eine absolute Mehrheit erreicht hatte und einer FPÖ-Hilfe nicht mehr bedurfte, ging Wiesenthal an die Öffentlichkeit. Dort führte er nicht Kreisky vor, sondern die Vergangenheit Friedrich Peters. Und dann hat „Kreisky übers Ziel hinausgeschossen“ (Rathkolb). Und in der Welle des Antisemitismus, den Kreisky mit diversen Sprüchen wiederholt bedient hat, drohte Wiesenthal unterzugehen.

„Ungeheuerlich und würdelos“

Um ihn dazu zu bewegen, seine Klage gegen Bruno Kreisky zurückzuziehen, wurde ihm ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss angedroht; und auch die „Kronen Zeitung“ trug zur Stimmung gegen Wiesenthal bei. Der Europäische Gerichtshof bestätigte zehn Jahre später, dass das Verhalten Kreiskys „unmoralisch, ungeheuerlich und würdelos“ genannt werden durfte.

Immer wieder hebt Rathkolb hervor, welch begnadeter Kommunikator Kreisky gewesen sei; auch habe er „deutlich das Schwergewicht der politischen Kultur der mehrheitlich eher Mitte-rechts orientierten Wähler“ erkannt. Ja, in der Tat und durch so manche Tat. Auch habe er „letztlich selbst auch manchmal Agenda Setting“ betrieben. Leider stand auf seiner Agenda wiederholt auch Simon.

Nun ist schon klar, dass ein Artikel zu einem hundertsten Geburtstag zur Beleuchtung in mildem Schein einlädt; aber wenn man die dunklen Perioden anspricht (und leider waren es keine Episoden), sollte man als Historiker ausleuchten und nicht ausblenden. Sonst gerät das Ganze „ausgewogen bis zur Unwirklichkeit“. Die Muse Klio küsst nicht jeden Historiker.

Prof. Dr. Rudolf Bretschneider (geboren 1944) ist seit 1965 als Marktforscher im Fessel-GfK Institut tätig.

✉ E-Mails an: debatte@diepresse.com